

Flörsheimer Zeitung

(Zugleich Anzeiger

Mit einer Unterhaltungs-Beilage in jeder Nummer



für den Maingau.)

und Samstags das illustr. Witzblatt „Seifenblasen“

Anzeigen kosten bis sechsgehabten Zeitraums oder deren Raum 16 Hg. —
Reklamen die dreizehnhundert Zeilen 40 Hg. —
Kleinanzeigen 20 Hg. —
Für die Redaktion ist verantwortlich: Heinrich Dreißbach, Flörsheim a. M.

Ercheint Dienstags, Donnerstags und Samstags. — Druck und Verlag von
Heinrich Dreißbach, Flörsheim a. M., Sandhofstraße Nr. 6. —
Für die Redaktion ist verantwortlich: Heinrich Dreißbach, Flörsheim a. M.

Nummer 88.

Donnerstag, den 29. Juli 1915.

19. Jahrgang.

24 km vor den Tors von Warschau.

Amtlicher Tagesbericht.

WTB. Großes Hauptquartier, 28. Juli 1915.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Nordwestlich von Souchez wurden einzelne von früheren Kämpfen her noch in der Hand der Franzosen befindliche Teile unserer Stellung nachts von schlesischen Truppen erfüllt. Vier Maschinengewehre sind erbeutet.

In den Vogesen fanden in der Linie Ringelkopf—Bacrenkopf erbitterte Kämpfe statt. Französische Angriffe wurden durch Gegenstoß nach mehrstündigem Nahkampf zurückgeschlagen. Dabei sind auch die vorgestern Abend verloren gegangenen Gräben am Ringelkopf bis auf ein kleines Stück von uns zurückgewonnen.

Ostlicher Kriegsschauplatz:

Zwischen Mitau und Rjemen wurden gestern noch etwa 1000 verprenate Russene zu Gefangenen gemacht. Ostlich und südöstlich von Rozan schiebt unser Angriff vorwärts; Goworowo wurde genommen.

Nördlich von Serod beiderseits des Narew und südlich von Kasielok setzten die Russen ihre Gegenangriffe fort; sie scheiterten völlig. Der Feind ließ hier und bei Rozan 2500 Gefangene und 7 Maschinengewehre in unsere Hand.

Vor Warschau wurde westlich von Blonie der Ort Pieranow von uns erfüllt, in der Gegend südwestlich von Gora-Kalwarja wird gekämpft.

Südöstlicher Kriegsschauplatz

Die Lage bei den deutschen Truppen ist im allgemeinen unverändert.

Oberste Heeresleitung

(Notiz: Pieunow liegt 24 Kilometer westlich von der Fortlinie von Warschau.)

Der Bogen um Warschau.

Berlin, 27. Juli. (Ctr. Bln.)

Der Kriegsberichterstatter der „B. Z.“ meldet aus dem Kriegspressquartier vom 26. ds.:

Die polnische Front nähert sich immer mehr der großen Weichselfestung Warschau. Die Ereignisse der letzten Tage führten dazu, daß Warschau heute bereits von drei Seiten bedroht ist. Die Verbindung von Warschau nach dem Hinterlande gestaltet sich allmählich schwierig. Im allgemeinen dürften die gegen Warschau anrückenden Truppen folgendermaßen um Warschau stehen:

Der Einschließungsbogen, der sich gegen den erweiterten Gürtel vorschiebt, hat einen Endpunkt ungefähr bei Sonianta, 30 Kilometer nordöstlich von Warschau, an der Straße Nowogeorgiewsk—Ditrow. Von dort aus erstreckt er sich nach Westen gegen den Raum von Kasielok, geht dann ausbiegend um die Nordost- und Südwestfront von Nowogeorgiewsk herum, das dadurch ebenfalls in die Einschließung eingezogen ist. Dann geht er in südlicher Richtung, schneidet bei Blonie 25 Kilometer westlich von Warschau, die Straße von Soscaczew nach der Festung und umfaßt diese, von dort nach Südosten abbiegend, in einem Bogen, der ungefähr 22 Kilometer vom Zentrum Warschaus entfernt gegen die Weichsel verläuft.

In Südpolen war der gestrige Tag ruhiger. Die Besatzung von Zwangorod hat nach den vergeblichen Gegenangriffen, durch die sie den Gürtel der Verbündeten am linken Weichselufer zu erweitern trachtete, die Vorposten eingestellt. Die russische Gegenoffensive am Bug wurde mit Wegnahme eines wichtigen Stützpunktes beantwortet.

Ein Spezialist im Durchbrechen.

Stockholm, 25. Juli.

Die „Nowoje Wremja“ schreibt über die deutsche Offensive:

Die letzten Ereignisse zeigen, daß Feldmarschall v. Mackensen ein Spezialist im Durchbrechen ist. Wieder hat er einen typischen Vorstoß unternommen, der bedrohlicher ist als die Offensive im Weichselnie. Der Durchbruch ist an der 20 Kilometer breiten Strecke

Krasnojaw—Dubjenko geglückt. Die Lage des Russenheeres ist durchaus noch nicht kritisch, weil ihm noch zwei Bahnlagen im neuen durch die Natur unüberwindlichen Gebiete verbleiben.

Die Versenkung des „Leelanaw“.

WTB. Rotterdam, 27. Juli. (Nichtamtlich.)

Der „Rotterdamsche Courant“ meldet aus London: Die 29 Mann zählende Besatzung des Dampfers „Leelanaw“ wurde gestern in Kirtwall gelandet. Als die Leute das Schiff geräumt hatten, gab das Unterseeboot ein Dutzend Schüsse ab und schoß dann ein Torpedo ab. Die Besatzung wurde an Bord des Unterseebootes genommen und dort gut behandelt. Das Unterseeboot brachte sie bis in Sicht der Küste, ließ sie, als am Horizont eine Rauchsäule aufstieg, in die Boote gehen und tauchte unter. Ehe „Leelanaw“ angegriffen wurde, sah man wie in der Ferne zwei Schiffe, wovon eines offenbar ein britisches war, in den Grund gebohrt wurden.

WTB. London, 28. Juli. (Nichtamtlich.)

Die „Daily Mail“ betont, daß das Unterseeboot welches die „Leelanaw“ torpedierte, das Schiff angriffen, gewarnt und der Mannschaft reichlich Zeit gelassen in die Boote zu gehen und einen Teil der Habseligkeiten mitzunehmen.

Der neue amerikanische Sport.

Reisen auf Pulverfässern.

Berlin, 28. Juli. (Zenz. Bln.)

Der „Deutschen Tageszeitung“ wird von ihrem Kopenhagener Berichterstatter gemeldet, daß wiederum eine ganze Reihe amerikanischer Bürger die Reise nach dem Kontinent auf dem britischen Dampfer „Adriatic“ angetreten haben, der nach der Aufstellung der New Yorker Zollbehörde u. a. folgende Güter an Bord hatte: 1995 Kisten Patronen, 190 Kisten Zünder, 30 Kisten ungeladene Granaten, 182 Kisten ungeladene Handgranaten, 6 Kisten Revolver, 4 Kisten Gewehre, 3918 Rollen Stacheldraht, 1296 Pakete anderen Draht, 95 Automobile, 5 Lastzüge, 41 Flugzeuge und 15867 Barren Kupfer sowie große Mengen Messing und Stahl, die gleichfalls zur Herstellung von Kriegsgegenständen bestimmt sind.

Amerikanische Kommentare zur Wilson-Note.

WTB. London, 25. Juli. (Nichtamtlich.)

Das Reutersche Bureau meldet aus New York: Die Blätter sind einstimmig der Meinung, daß die Vereinigten Staaten in der Angelegenheit der Unterseeboote ihr letztes Wort gesprochen haben und der Ausgang der Sache werden nun von Deutschland abhängen. Die Fassung der Note wird allgemein gelobt. Man vertraut darauf, daß die Nation den Präsidenten unterstützen werde, was immer auch kommen möge.

Der „New York Herald“ sagt: Es bleibt jetzt Deutschland kein Mittel mehr, um sich den Folgen einer Tätigkeit, wie es die Versenkung der „Lusitania“ war, zu entziehen. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als den Unterseebootkrieg nach dem Völkerrecht zu führen.

„World“ schreibt ähnlich. Das „Journal of Commerce“ erklärt: Die Note ist in energischem Tone gefaßt. Man kann daraus schließen, daß man nichts anderes erwartet, als ein Nachgeben Deutschlands. Die „New York Times“ schreiben: Mit Mut und Entschlossenheit haben Wilson und Lansing dem Willen des amerikanischen Volkes Ausdruck gegeben, daß es Zeit ist, den langwierigen Besprechungen ein Ende zu machen. bei denen auf den Einspruch und die Forderungen Amerikas von Deutschland stets ausweichend geantwortet worden ist.

Torpedierung eines amerikanischen Dampfers.

WTB. Rotterdam, 27. Juli. (Nichtamtlich.)

Der „Maasbode“ meldet aus London: Ein deutsches Unterseeboot versenkte gestern den amerikanischen Dampfer „Leelanaw“, 1377 Nettoton-

nen, von Archangelsk nach Belfast unterwegs. Die Besatzung wurde gerettet. (Das Schiff hatte Flachs geladen; Flachs ist Bannware.)

Der türkische Dardanellenbericht.

WTB. Konstantinopel, 27. (Nichtamtlich.)

Das Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront in der Nacht vom 25. zum 26. Juli und im Laufe des 26. Juli bei Ari Burnu und Seddül-Bahr auf beiden Seiten Geschütz- und Gewehrfeuer mit Unterbrechungen. Auf den übrigen Fronten nichts von Bedeutung.

Amtliches.

Bekanntmachung

Die Landwirte, die bereits Frucht ausgedroschen haben, u. keinen geeigneten Lagerraum hierfür besitzen, können die Frucht in gereinigtem Zustande im hiesigen Reifeisenlagerhaus für Rechnung des Kreises abgeben. Vom Lagerverwalter erhalten die Lieferanten eine Empfangsbcheinigung mit Gewichtangabe; die Zahlung des Kaufpreises d. h. der festgesetzte Höchstpreis erfolgt in einigen Tagen.

Flörsheim, dem 29. Juli 1915.

Im Auftrage des Kreis Ausschusses:

Der Bürgermeister Laud.

lokales und von Nah u. Fern.

Flörsheim a. M., den 27. Juli 1915.

* **Schützt die Ernte gegen Brandstiftung!** Die Behörden weisen durch Anschläge auf die Gefahr von Brandstiftungen für unsere neue Ernte hin und heben die durch das Gesetz über den Belagerungszustand verschärften Strafbestimmungen nochmals hervor. Zur Kriegszeit steht ja bekanntlich auf vorsehliche Brandstiftung die Todesstrafe. Die Landwirtschaftskammer der Provinz Schlesien macht folgende Vorschläge, um die Ernte gegen Feuergefahr tunlichst zu sichern: Bei der Vergung der Ernte erscheint es ratsam, das im Felde in Diemen unterzubringende Getreide in tunlichst vielen kleinen, räumlich von einander entfernt stehenden Diemen einzudecken. Der Vorsichtige baut vor, wir müssen bei der bekannten Hinterlist des Feindes damit rechnen, daß diese versuchen werden, Getreidediemen in Brand zu stecken und dadurch die Brotversorgung zu gefährden. Es muß daher auch ein wachsames Auge auf herumstreichendes Gefindel, Zigeuner usw. gehalten werden. Säubern wir unser Dorf von diesen Tagedieben, gegebenenfalls ist ein besonderer Sicherheitsdienst einzurichten, denn heute ist die Ernte durch derartige Elemente gefährdeter als im Vorjahre. Unsere Gegner sehen ihren Plan von der Aushungerung der deutschen Bevölkerung zunächst vereitelt; deshalb werden sie nichts unversucht lassen, um unsere Vorräte zu schmälern.

* **„Bergnügungsreise nach Deutschland.“** Über ein Plakat, das in der gegenwärtigen Zeit nicht des Humors entbehrt, weiß eine französische Zeitung zu berichten. In einer kleinen Stadt in der Bretagne ist noch immer die folgende Anzeige, die vermutlich aus dem Vorjahr stammt, zu sehen! „Bergnügungsreise nach Deutschland. Paris—Köln—Berlin—Hamburg. Preis einschließlich aller Spesen 150 Francs . . .“ — „Das ist billig,“ fügt das Blatt hinzu. „Aber wer garantiert für die Rückkehr?“

Kirchliche Nachrichten.

Katholischer Gottesdienst.

Freitag 6 1/2 Uhr gest. Jahramt für Pbil. Ritter ledig.
Samstag 6 Uhr 2. Seelenamt für Wiltb. Langendorf.
6 1/2 Uhr 2. Seelenamt für Peter Hahn 2.

Israelitischer Gottesdienst.

Samstag, den 31. Juli.

Vorabendgottesdienst 7 Uhr 30 Min.
Morgengottesdienst 9 Uhr 00 Min.
Nachmittagsgottesdienst 4 Uhr 00 Min.
Sabbatgottesdienst 9 Uhr 05 Min.

Zwölf Monate Krieg.

Das erste Kriegsjahr ist zu Ende. Am 21. Juli 1914 wurde die schon am 25. Juli in einem Kronrat beschlossene allgemeine Mobilmachung des russischen Heeres verkündet. Der Zar war nicht im Zweifel darüber, daß mit dieser Maßregel der europäische Krieg begonnen wurde. Am 29. Juli hatte er den Deutschen Kaiser inständig um Hilfe gebeten, die Entrüstung über die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien sei in Rußland ungeheuer, bald werde er dem Druck der auf ihn ausgeübt werde, nicht mehr widerstehen können und gezwungen sein, Maßnahmen zu ergreifen, die zum Kriege führen würden. In seiner Antwort vom selben Tage wies der Kaiser darauf hin, daß Österreich-Ungarn seine Gebiets-Erwerbungen auf Kosten Serbiens beabsichtige und daß militärische Maßnahmen Rußlands, die Österreich-Ungarn als Drohung auffassen könnte, seine - des Kaisers - bereitwillig übernommene Vermittlung hindern würden. Am 31. Juli gab der Zar in einer Depesche an den Kaiser sein „feierliches Wort“ darauf, daß, solange die Verhandlungen dauern, seine Truppen keine kriegerischen Maßnahmen treffen sollten.

Mit diesem Telegramm hatte sich ein Telegramm des Deutschen Kaisers gekreuzt, in dem nochmals an die mitternächtlige Vermittlungstätigkeit des Kaisers unternommene Teilmobilmachung gegen Österreich-Ungarn erinnert und hervorgehoben wurde, daß die Verantwortung für das drohende Unheil ganz an den Zaren falle, der es noch durch Einstellung der militärischen Maßnahmen verhindern könne. Tatsächlich aber war die Teilmobilmachung der gesamten russischen Streitkräfte bereits seit dem Morgen des 31. Juli in vollem Gange. Nunmehr erhielt der Kaiserliche Botschafter in Petersburg am Nachmittag des 31. Juli Befehl, die Einstellung der militärischen Maßnahmen binnen 12 Stunden zu verlangen, widrigenfalls Deutschland der Erklärung des Kriegszustandes die allgemeine Mobilmachung seines Heeres und seiner Flotte folgen lassen werde.

Die Freilich am 1. August mittags ab, zwei Stunden später telegraphierte der Zar noch einmal, er verheißt, daß der Kaiser gezwungen sei, mobil zu machen, bitte ihn aber, die Verhandlungen nicht abbrechen. In der umgehenden Antwort sagte der Kaiser, daß noch keine Antwort auf das Ultimatum eingegangen sei und daß der Zar seinen Truppen befehlen möge, unter keinen Umständen auch nur die leiseste Verletzung unserer Grenzen zu begehen. Russische Truppen hatten aber schon am Nachmittag des 1. August, zur selben Zeit, als der Zar noch um Fortsetzung der Kaiser-Vermittlungstätigkeit bat, die deutsche Grenze überschritten und den Krieg begonnen.

Die äußerst sonderbare Haltung des Zaren läßt sich, wenn man milde urteilen will, nur so erklären, daß er, wie er selbst sagt, unter schmerzhaftem Druck stand und daß die Fägel ihm entglitten waren. Die Kriegspartei des Großfürsten Nicolai hatte seit dem verhängnisvollen 29. Juli, an dem Grafen dem französischen Botschafter die Übernahme des Schutzes der französischen Nordküste zugewandt hatte, das Szepter in der Hand. Die Schuld des Zaren liegt darin, daß er sich von den Kriegstreibern fortziehen ließ, seine Pläne an Kaiser Wilhelm waren Ergebnisse der Angst vor der Verantwortung. Schon als Jüngling hatte der damalige Thronfolger zu einem Vertrauten geäußert, daß er nichts so sehr fürchte als die Verantwortung. Er ist nun seiner Schwachheit zum Opfer gefallen und muß es büßen, daß er nicht beizeiten - vor Jahren schon - mit aller Energie das Treiben der kriegerischen Großfürstenpartei und der „Unterrod-Diplomaten“ unterband.

Deute sind die weithin Gebiete seines Reiches, in einem großen Bogen von Mitau über die Karer-Ämte bis zum Bug, in Feindes Hand, mehr als eine Million Russen gefangen, mehrere Millionen gefallen oder verwundet, Mita und Warschau bedroht, alle Hoffnungen auf die letzte Kraftanstrengung gerichtet, mit zusammengerafften Waffen noch einen Durchbruch gegen die von Süden gegen die Ämte Cholm-Lublin-Prangorod heran-

gerückte Mauer der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere zu versuchen. In seiner Not macht der Selbstherrlicher Zugewandte an das Volk, am 1. August, dem Jahrestag des Kriegesbeginnes, soll die Duma zusammengetreten. Aber auch die Duma wird ihn nicht aus den Fängen befreien, in die er durch seine Nachlässigkeit gegenüber den Kriegshebern geraten ist. Seiner ganzen Natur nach wird er auch den heroischen Entschluß, sich für bestes zu erklären, nicht aus sich lassen, er wird ihm aufgewungen werden müssen. Das wird die Ausgabe der verbündeten Truppen sein. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß sie den größeren Teil dieser ungeheuren Aufgabe bald gelöst haben werden.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Von der mil. Senzurbehörde zugelassene Nachrichten.

Deutschland, das große Beispiel.

Auf der Jahresversammlung des englischen Lehrerverbandes sagte nach „Morning Post“ der Rektor von Winchester, u. a.: „Wie wichtig die Erziehung für die Stärke einer Nation ist, zeigt sich täglich in diesem Kriege. Wie sehr wir auch die deutschen Abscheulichkeiten verachten, so müssen wir doch zugeben, daß die Deutschen der Welt eine Lehre in nationaler Einigkeit und patriotischem Opfergeist gegeben haben. Der Kluge schlägt seinen Feind und lernt dabei von ihm. Seit Generationen erzog Deutschland seine Kinder in Patriotismus und pflegt heute die Früchte durch die Entfaltung seiner Macht, die seine Feinde so sehr in Erstaunen setzt. Wir müssen unsere Fehler und den Mangel an Organisation erwägen und uns die Lehre zu Herzen nehmen.“

Erbitterung gegen die Engländer in Frankreich.

Der Athener „Nea Hmera“ wird aus Saloniki gemeldet, daß 800 griechische Freiwillige, die auf französischer Seite gekämpft hatten, dort angekommen sind. Sie haben die Front verlassen, weil sie nicht wüßten, an der Seite der Engländer zu kämpfen. Sie bestätigen, daß in Frankreich große Erbitterung gegen die Engländer herrscht.

Italienische Kriegshebe gegen Deutschland.

Nach einer Mitteilung der „Neuen Zürcher Zeitung“ sind die redaktionellen Aufforderungen des „Popolo d'Italia“, die Regierung möge Deutschland den Krieg erklären, bisher immer von der Zensur gestrichen worden. Dies ist jetzt nicht mehr der Fall. Auch andere Blätter fordern die Kriegserklärung an Deutschland.

Kritische Lage der Italiener in Libyen.

Die Lage der Italiener in Libyen ist nach Presseberichten äußerst schlecht. Der Walländer „Corriere della Sera“ meldet, daß die italienische Besetzung sich nur auf wenige Küstenpunkte beschränkt. Aus Meldungen des „Secolo“ geht hervor, daß die Rebellen bereits vor den Stadtorten von Tripolis stehen, und daß die italienische Bevölkerung in den letzten Wochen fluchtartig die Kolonie verließ.

Japan und der europäische Krieg.

In einem Artikel des Petersburger „Uro Rossit“ heißt es, der Vervand verlange keineswegs die Mitarbeit der japanischen Armee und Flotte in Europa, aber Japan wolle dies selber. Es stelle seine Mitarbeit unter drei Bedingungen zur Verfügung: ein Offensiv- und Defensiv-Bündnis mit dem Vervand, Rückhaltsgarantie gegen China im Falle eines Krieges Japans mit den Verv. Staaten und nach Friedensschluß Mitgenuss an den Kriegsschadigungen.

Fahnenflucht.

Wir haben erst kürzlich auf die große Zahl von Straßprozessen in der französischen Armee hingewiesen, von denen ein beträchtlicher Prozentsatz sich mit Fahnenflüchten zu befaßten hatte. Jetzt wird der „Königlichen Zeitung“ ein neuer Fall mitgeteilt. Das Kriegs-

gericht von Dijon verurteilte den Unterleutnant Darandire vom 29. Infanterieregiment wegen Fahnenflucht zur Degradierung und zu fünf Jahren Gefängnis.

Wilson's Note.

Pressestimmen.

Man kann rund heraus sagen: Die deutsche Presse lehnt einstimmig die letzte Note Amerikas ab und erhebt Widerspruch gegen den Versuch der Vereinigten Staaten, uns der Waffe zu berauben, auf die wir im Existenzkampf gegen England die größten Hoffnungen setzen. So schreibt das „Berl. Tagebl.“: „Die amerikanische Regierung verlangt für ihre Bürger das Recht, auch im Kriege gefahrlos zu reisen, wo und auf welchen Schiffen es ihnen beliebt. Wenn sie sich auf ein Pulverfaß legen, begeht derjenige einen unfreundlichen Akt, der in ihrer Nähe seine Blatte raucht. Wer bisher zu dem tragischen Ereignis, das den langen Notennwechsel veranlaßte, sich nicht geäußert hat, wird das nicht im gegenwärtigen Augenblick tun. Aber der Standpunkt des Herrn Wilson ist unter allen Umständen, und wie man die Dinge auch betrachtet, das Gegenteil vernünftigen Rechtes und rechtlicher Vernunft.“

Die „Kreuzzeitung“ schließt einen Protestartikel mit den Worten: „Ein Gutes hat die Note, und das wird im ganzen deutschen Volk mit Befriedigung empfunden werden. Die Feder hat ihre Arbeit getan; die U-Boote haben das Wort.“ Die „Frankfurter Zeitung“ meint indessen: „Den Unterebootkrieg, den die deutsche Oberleitung nicht leichsinnig und frivol, sondern in gründlicher Erwägung aller Vorteile und Gefahren unternommen hat, kann Deutschland nicht auf eine Drohung hin preisgeben. Will Herr Wilson bei seinen dogmatischen Ansichten unachgiebig verharren, so wird die Welt die Folgen zu tragen haben. Inzwischen ist die Auseinandersetzung mit der heutigen Note nicht beendet; es besteht kein Grund daran zu verzweifeln, daß sich ein weiteres Verhandeln eine Annäherung der Standpunkte ergeben wird.“

Die „Köln. Jtg.“, die mit vielen anderen Organen nicht glaubt, daß noch ein ausgedehnter Notennwechsel erfolgen wird, schreibt: „Wir werden natürlich unseren Tauchbootkrieg fortsetzen, wie wir ihn bisher geführt haben, in den letzten zwei Monaten und vorher, denn es ist ein Irrtum des Herrn Wilson, daß wir leghin eine Änderung in ihm hätten eintreten lassen. Wir werden auch auf amerikanische Schiffe und Reisende die Rücksicht nehmen, die wir gezeigt haben, und wir hoffen natürlich, daß die Ereignisse keine Verschärfung unserer Beziehungen zu Amerika herbeiführen. Aber zu oberst steht uns die Pflicht der nationalen Selbsterhaltung, und was sie uns in Zukunft gebieten wird, das werden wir tun.“ Dem Empfinden der meisten Deutschen gibt die „Deutsche Tagesztg.“ Ausdruck, wenn sie schreibt: „Die Lage des Deutschen Reiches ist, abgesehen von allem anderen, wahrlich nicht derart, daß es nötig hätte, auf Notizen dieser Art hin die wirksamsten Mittel und notwendigen Methoden seiner Kriegsführung nach den Wünschen eines Idealwollenden, vom englischen Gegner geleiteten Neutralen zu revidieren. Zu jeder Verständigung, die eine zweckmäßige und wirksame Führung des U-Boothandelskrieges gestattet, wird man selbstverständlich mit Freuden bereit sein und nach wie vor freundschaftliche Beziehungen mit den Ver. Staaten hoch anschlagen - aber nicht um jeden Preis!“

Darum kommt es an. Wir wollen durchaus nicht feindselig unsern Willen der ganzen Welt aufzwingen, wir wollen nicht die mannigfachen Beziehungen zu Amerika, das viele hunderttausend Deutsche birgt, trüben, wir wollen gern über Maßnahmen zum Schutze der Neutralen unterhandeln, aber wir lassen uns nicht um jeden Preis, auf ein bloßes Machtgebot hin, durch die durchaus nicht schlagende Beweiskraft grauer Theorien unsere wirksamste Waffe im Kampf gegen England's perfiden Aushungerungsplan entwinden.

Der Erfolg der amerikanischen Note wird freilich im feindlichen Ausland anders ge-

wertet als bei uns. So gibt das Londoner Neubureau eine Anzahl (natürlich deutsch-feindlicher) Pressestimmen wieder, die rund heraus erklären, Amerika erwarfe keine deutsche Antwort mehr, sondern ein Nachgeben Deutschlands. Selbstverständlich werden die Pressestimmen des Westens und Südens nicht angeführt; denn sie laufen sicher anders. Die Deutschamerikaner, die Frey und die Anhänger Bryans (des ehemaligen Staatssekretärs des Auswärtigen) dürften schwerlich mit der Note Wilson's einverstanden sein. Bryan z. B. erklärt in Hunderten von amerikanischen Zeitungen einen Aufruf, der alle Amerikaner auffordert, während des Krieges keine Schiffe fälschender Mächte mehr zu benutzen.

Die größten Hoffnungen setzt man in Frankreich auf den Erfolg der Note. Der „Matin“ erklärt, trotz des feinen Tones der Note werde Deutschland sicherlich in der Note die Möglichkeit finden, neue Ausflüchte zu suchen, aber die Note vergrößere die Hoffnung der Verbündeten, Amerika in der Frage des Unterebootkrieges einzuweisen zu sehen. „Le Petit Parisien“ schreibt, die Note stelle Deutschland in aller Form vor die Notwendigkeit, sich klar zu äußern, ohne weitere Ausflüchte zu suchen. „Gaulois“ betont, die Hauptfrage sei gewesen, daß Amerika die Illusionen Deutschlands zerstöre. Dies tue die Note. „Echo de Paris“ erklärt, das Wort „unfreundlichkeit“ sei eine Verletzung in der Tonleiter der Proteste. Und „Liberté“ findet, die Note hinterlasse den Eindruck, daß Amerikas Geduld zu Ende sei und daß Amerika die verschleppte Politik Deutschlands nicht mehr länger ertragen wolle. - Das deutsche Volk sieht gelassen der Entwicklung der Dinge entgegen. Es steht - was auch immer kommen mag - geschlossen hinter der Regierung.

Politische Rundschau.

Schweiz.

Der „Kölnischen Zeitung“ wird aus Zürich mitgeteilt, daß dort mehrfach englische Familien, die bisher in Florenz und anderen italienischen Orten ihren Wohnsitz hatten, nach der Schweiz übergesiedelt sind. Auf Verfragen, warum sie Italien verlassen, erklärten sie, falls der Krieg für Italien nicht siegreich enden sollte, würden ernste Unruhen nicht ausbleiben. Alsdann würden die Engländer für alles verantwortlich gemacht. Sie hätten sich in Italien, seitdem dieses in den Krieg eingetreten ist, nicht mehr sicher gefühlt.

Rußland.

Ein Artikel der „Nietsch“ weist darauf hin, daß von einer Änderung des Kurzes der inneren Politik nicht die Rede sein könne. Alle neuen Minister seien den Parteien der Rechten entnommen, mit Ausnahme von Tschernobom, der zwischen der Rechten und den Nationalisten stehe. Der neue Justizminister Kowstow habe keinerlei Entgegenkommen gezeigt. Danach sei es sehr zweifelhaft, ob man mit dem Ministerwechsel dem Ziele näher gekommen sei.

Balkanstaaten.

Vom dem „Corriere della Sera“ sind die Bemerkungen der Centralmächte um Rumänien damit zu Ende gekommen, daß die Bulgarische Regierung nach Wien und Berlin geantwortet habe. Rumänien sei gewillt, seine Neutralität beizubehalten.

Nach Schweizer Blättermeldungen wird in Bukarest politischen Kreisen auf eine Anleihe von 100 Millionen Frank verwiesen, welche die rumänische Regierung bei der Nationalbank von Rumänien für Kriegszwecke in den letzten Tagen aufgenommen hat.

Amerika.

Das Pariser Blatt „Information“ glaubt zu wissen, daß die Ver. Staaten binnen wenigen Wochen in Mexiko intervenieren würden, um dort endlich die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, da die herrschenden Zustände auf Handel und Wandel lähmend wirken und schwere wirtschaftliche Schädigungen auch für die amerikanischen Staatsangehörigen zur Folge haben.

Gleiches Maß.

41 Roman von A. L. Lindner.

Die Menschen, die vorhin unten ihre Bemerkungen über den beneideten und reichen Spezialisten austauschten, wären vermutlich etwas anderer Ansicht geworden beim Anblick seines veränderten, gequälten Gesichtes. Um zehn Jahre schien es plötzlich gealtert, die Hüfte hart und schief.

Aber war denn die Strafe für eine einzige, tödliche Stunde nicht hart genug? Soll denn mein ganzes Leben einjam und tonnenlos bleiben? Habe ich mich nicht redlich bemüht, an vielen gut zu machen, was ich an einem gelebt?

Eine Zeit stand er unbeweglich. Dann warf er mit entschlossener Bewegung den Kopf zurück.

„Sei es drum, ich wag's. Ich will sehen, ob ich nicht auch mal die Hand nach dem Glück ausstrecken darf. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Und überhaupt - nur das Erwiesene kann doch hier gelten, und was ist erwiesen? Gar nichts. Das Ganze wird ein bloßes Hirngespinn sein. Eine Ähnlichkeit hat mich geist, das ist alles. Weiter ist's nichts. Soll nichts sein. Mag kommen, was da will. Vor einigen Wochen hätte ich mich vielleicht noch zurückhalten lassen. Jetzt ist das zu spät. Ich kann sie nicht mehr aufgeben. Mich hat's zu gründlich gepackt. So wird man der Sklave seiner Neigungen.“

Er hob die Photographie, ohne sie weiter anzusehen, ins Akovort, aber im Begriffe, sie wieder zu verdrücken, blieb er inne. „Nein,

das muß ein Ende haben. Die Vergangenheit wird nie vergangen sein, so lange du hier bleibst. Fort mit dir!“

Mit diesem Ausdruck ist er das Bild mitten durch und warf es in den Kamin. Dann nahm er eine volle Schachtel Rindbrot, zündete sie an und warf das hell aufflammende Stückchen auf die beiden Stühle, die im Ru zusammenkrumpften.

Seine Brust weichte sich in tiefem Atemzug, als er mit dem Feuerhaken das kleine Häuschen Jänder auseinanderriß.

„Gott sei Dank, das hätte man schon eher haben können“, murmelte er. „Ich kann nicht erwarten, daß alle Erinnerungen nun eben so schnell vernichtet sein werden, aber vielleicht werden sie etwas eher verfliegen, nun dies greifbare Zeichen dahin ist. Wenn lange Jahre und nicht als Opfer und Entlagen, und beständig unter solch einem Schatten zu leben - das könnte, meine ich, die strengste Gerechtigkeit sein.“

Es ist unter Umständen härter, mit dem Leben als mit dem Tode bestraft zu werden. Ich hat jedenfalls vor allen das leichtere Los getroffen. Des Dajens Wagen nicht kennen zu lernen, in der Erinnerung der Seinen idealisiert, in unvoränderter Jugend fortzuleben, während ich - Der Eintritt des Dieners tief ihn aus seinen Gräbelen. Der Assistent wünschte den Herrn Professor in einer amtlichen Angelegenheit zu sprechen.

Oben ronzelte die Elirn. „Jetzt noch? Was war denn nun schon wieder los?“

„Ich lasse bitten“, sagte er kümmelnd.

Dr. Arché, ein isoliertes, dickes Männchen mit leuchtender Glanz, kumperte umher.

„Was haben Sie denn hier getrieben, Herr Professor, es sieht so brenzlich.“

„Nur ein paar Papiere verbrannt.“

„Ach so. Was auch mitunter sein. Ja, ja, wohlthätig ist des Feuers Macht.“

„Und Ihr Anliegen, wenn ich bitten darf?“ fragte Oden; sein Ton lag scharf. Die alleweil etwas zu forderte Art seines Assistenten reizte ihn heute mehr als gewöhnlich und er gab sich keine Mühe, das zu verbergen. „Gott sei es bei, heute abend ist er wieder in der richtigen Stimmung“, dachte der kleine Doktor.

„Am liebsten verpeiste er einen mit Haut und Haar.“

„Ich werde mich nach Kräften bemühen, mich kurz zu fassen“, sagte er etwas plükt.

Obens kurze herrliche Art und Weise war seinem jungen Assistenten oft schwer erträglich. Dann begann er seinen Vortrag, und sein Chef gab ihm keinerlei Veranlassung zu denken, daß er etwa nicht ganz bei der Sache sei.

2

Frau von Knorrings Villa lag als Lehte in der langen Reihe schmaler und teilweise etwas phantastisch ausgestatteter Gebäude, die sich außerhalb des alten Tores zu beiden Seiten des breiten Fahrwegs bis weit in die Anlagen hineinziehen. Eine vornehme Klübe herrschte hier draußen. Lastwagen und ähnlichen Värm verurachtendes Fuhrwerk ward nicht geduldet, die Equipagen, deren Insassen zu Willen oder spazieren saßen, machten auf dem gut erhaltenen Wege wenig Geräusch, und selbst das dröhnend nur gedämpft zu den Wohnräumen hinauf, da breite, durch-

schmaleckere Gitter abgeschlossene Vorgärten die Häuser von der Fahrstraße trennten.

Frau von Knorring konnte dem modernen Bildnis mit seinen Ärmchen, Galerien, Teppichen und Studoverzierungen wenig Geschmack abgewinnen. Der ganze Schmuck ihres kleinen, soliden Heimes bestand in zwei großen Ertern, mit Blumen und schönen Blattgemäßen gefüllt, und trug ebenso wie seine Besitzerin den Stempel anspruchsloser Bornehmtheit.

Daselbe Verschmähnen billigen Effekts zeigte sich auch in der Zimmereinrichtung, die auf den ersten Blick beinahe einfach anmutete. Wer aber genauer hinsah, entdeckte freilich überall die Spuren bedegenen. Lange ererbten Reichthums in den schweren, geschmückten Möbeln, den guten Gemälden - lauter Originale - keine Kopien - und den mancherlei Gegenständen von hohem Kunst- und Altertumswert.

In dem geräumigen Salon, dessen geöffnete Flügelstühle den Einblick in ein behagliches Wohnzimmer und weiterhin in ein hübsches kleines Boudoir eröffneten, ging Klara Willinger langsam hin und her. Sie gehörte zu den Menschen, die man sich unter keinen Umständen in kleinen, engen Verhältnissen vorstellen kann, ihre ganze Erscheinung forderte den Rahmen vornehmer Eleganz fast nicht mehr heraus, als die ihrer Pflegemutter, und sam sozusagen erst auf golddurchwirktem Hintergrund so recht zur Geltung. In irgend einer beheldeneren Umgebung hätte sie nur den Eindruck eines schönen, aber unpraktischen Luxusgegenstandes gemacht, hier jedoch schien sie völlig an ihrem Platz.

Beim Deutschen Kronprinzen.

Bilder aus dem Hauptquartier.
Von einem Besuche an der Westfront, bei dem er einige Zeit im Hauptquartier des Deutschen Kronprinzen weilte, erzählt Rudolf Preßler in einer feinsinnigen Bauderet. Er schildert das saubere französische Städtchen, das nur etwa ein Fünftel seiner Einwohner beherbergt und das seine heute frühmorgenswerte Sauberkeit erst der deutschen Ordnung und dem deutschen Reinlichkeitsfinn verdankt, da die Bedürfnisse der Angehörigen der „ersten Infanterie“ in dieser Beziehung manches zu wünschen übrig lassen. Die Villa, die der Kronprinz bewohnt, liegt dicht vor dem Städtchen. Hier hat Preßler den jugendlichen Heerführer bei seiner Arbeit beobachten können.

„Automobil, Flugzeug, Telephon haben von der Romantik des Feldberichts viel gewonnen, die Verantwortlichkeit vielleicht gemindert.“ schreibt er: „Ich habe den jungen Heerführer in der gedämpften Lampenbeleuchtung seiner Villa mit seinem Stabschef und seinen Offizieren vor den Karten gesehen, als eben von der Front neue Meldungen gekommen waren. Ruhig, kühl wägend und ohne Eile redend, als spielten die Herren in den sauberen, unbelaubten Uniformen ein Brettspiel, standen sie — alle noch in der Vollkraft ihrer Jahre, alle vom Sport geübt, von den Strapazen des Feldzuges unbeeinträchtigt — vor den bunten Blättern. Und der kurze Ausdruck eines Fingers, der Platzwechsel einer kleinen Nadel bedeutet vielleicht für Hunderte, Tausende einen Befehl, eine wichtige Entscheidung, die in der nächsten Minute der elektrische Funke hinaus trägt bis in die vordersten Gräben. Ich habe den Kronprinzen mitten in einer Mahlzeit — die Mahlzeiten sind schlicht und selbstmäßig im Menu; aber aus allen Gerichten, die sie würzen, leuchtet die frohe, von keinem Zweifel behaftete Zuversicht des Erbprinzen — plötzlich aufstehen sehen, abernten, Entscheidungen zu treffen, die das Telephon dann hinaus trägt und die vielleicht, schon Minuten später, in weiter Entfernung Schreden werten in den feindlichen Linien. Dann kam er nach einer Weile zurück, schlank, elastisch, ein ruhiges Lächeln in den blauen Augen, und nahm das Gespräch an der Stelle wieder auf, wo es der Ruf der Pflicht abgebrochen, über seinem Was am Kopf des schlichten weißen Gehirns aber baulicht sich die von keiner Barbarenhand niedergeworfene französische Tricolore hinter dem sein geschnittenen Ebenbild des Gefreuten.“

Ein anderes Mal trifft Preßler den Kronprinzen, als er nach der Durchsicht der Nachrichten mit dem Stabschef einen Morgenritt unternommen hat. Ruhig, sicher, als wäre er hinterm Zoo im Berliner Tiergarten, galoppiert er in langen Hügeln mitten durch den Wald. Dann reitet er im Schritt, dem Pferd den Hals klopfend, den Hügel hinauf, durch die blumige, saftige Weide. Und mit dem Silberknöpfchen des Reitstiefchens, das langsam erst auf dem dunklen Laub des Morgenerntes geschmückten Geburtstagsstische lag, deutet er hinunter auf ein grau und verfallen durch ernste Baumgruppen lugendes Städtchen. „Da ist hart gerungen worden.“ sagt er. Und nach einer Weile mit freundlichem Einfall: „Wollen Sie mal sehen, wie es im solchem Städtchen aussieht, um das es kämpft wurde?“

Das Gebäude, das sie nun betreten, zeigt die furchtbaren Verwüstungen des Krieges, die Spuren der Verheerung, der Verteidigung und der wilden Flucht. Vor der Deimfahrt im Auto treffen sie am Weg Viktorialschwestern zwischen ihren Patienten. „Wienblumen in der Hand, sind sie aus dem nahen Dörfchen beim Ton der Hupe auf die Landstraße geeilt. Soldaten schwenken ihre Mägen und rufen „Surra!“ Ganz vorn aber hängt ein Blaffer in seinen Kläden. Er kann die Hände nicht heftemachen zum Gruß, aber er ruft lauter wie alle. Und seine Augen leuchten glücklich auf, als der Kronprinz, recht vom Pferd geliegen, halt auf ihn zukommt, um ihn freundlich anzugreifen.“

Bei einer anderen Autofahrt, die sie nach Belgien hinüberbrachte, wird Preßler während einer Pause Zeuge einer hübschen kleinen Scene. Während die Chauffeure den Schaden

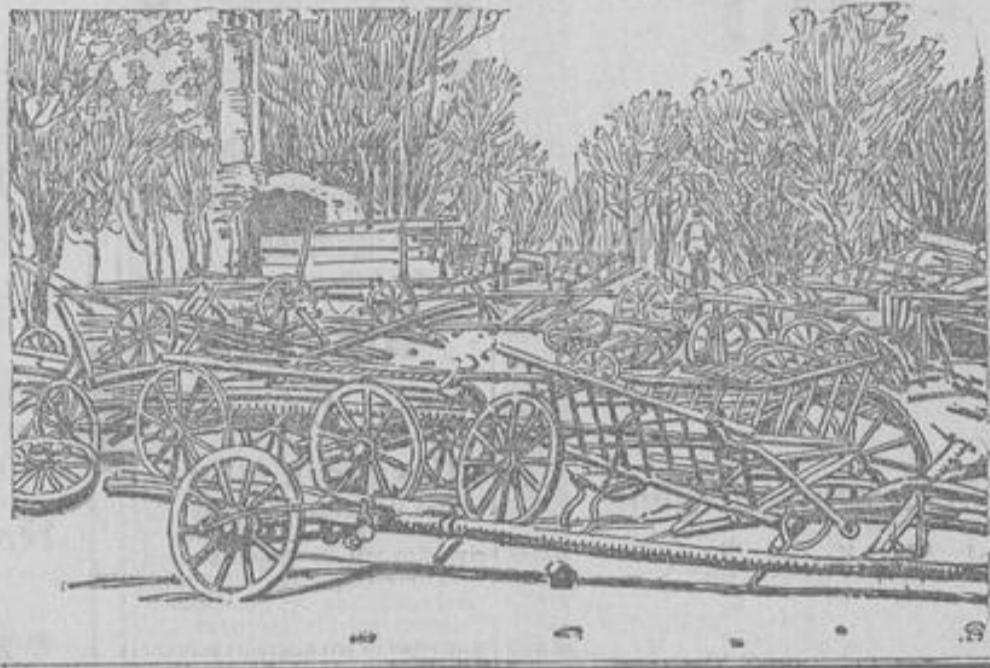
ausbessern, sitzen der Kronprinz und seine Götter plaudernd am Straßenrand. Zwei belgische Mädchen, an denen sie kurz vorher vorbeigefahren waren, holen sie jetzt wieder ein. „Lachend und mit koketten Augen machten sie uns Vorhaltungen: „Ab, ist das der Krieg, meine Herren?“ Wir fuhrten nach ihrer Ansicht „spazieren“ im Auto; und dort ganz nahe — ob wir's denn nicht hörten? — kämpften doch die Deutschen mit den Franzosen und Belgiern. Und ahnungslos, daß sie den jungen Führer der tapferen Armee vor sich hatten, sagten sie dann dem „Herrn Leutnant“: „Ihn gerade hätten sie schon öfter — dort, wo sie in Stellung gewesen — vorbeifahren lassen. Immer habe er's sehr eilig gehabt in seinem Auto und habe sie gar nicht bemerkt. Sie

auswand von 620 000 Mk. hergestellten neuen botanischen Instituts. Die Eröffnungsspreche hielt Dozent Professor Dr. Dilmann.

Tot aufgefunden. Der Wächter des städtischen Wasserturns in Vorheim wurde in kurzer Entfernung vom Wasserturn in einem Straßengraben erlöchen aufgefunden. Der Schaden in Galizien. Der Krakauer „Cas“ erzählt, daß der Schaden der russischen Invasionen in den von den österreichisch-ungarischen Truppen wieder eroberten Gebieten Galiziens mit 2 1/2 Milliarden Kronen festgestellt wurde. Aus den beteiligten Gebieten wurden insgesamt 18 000 Landeinsbewohner von Rußen in das innere Rußland verschleppt, wovon etwa die Hälfte sich im dienstfähigen Alter beand.

Was die Kullen alles auf ihrer Flucht zurückließen.

Ein Chaos von Wagenkrümmern.



hätten winken sollen, damit er's gesehen. O nein, das durften sie doch nicht!

Sie mochten wohl die Deutschen gar nicht? O doch, nicht die eine, die Dübbers, sie habe auf ihrem Tischchen zu Hause drei Bilder stehen. Drei Soldaten. Einen Belgier, das sei ein lieber Kerl. Und einen Franzosen, der sei schön. Und einen Deutschen, der sei einmal gut zu ihren Eltern gewesen. Und dann lag die andere; auch die Herren Offiziere hier sollten gut sein zu den Bürgern; es seien viel brave Leute darunter, und sie litten sehr. Da meldete der Chauffeur, daß der Schaden gehoben sei, der „Herr Leutnant“ legte lächelnd zum Gruß zwei Finger an die Nase, die vorn den silbernen Totenkopf der Leibwachen zeigt, und die beiden belgischen Mädchen blieben zurück, ohne eine Antwort zu haben, daß sie lobten mit dem Führer der feindlichen Armee, mit dem deutschen Thronfolger geplaudert haben. . . .

Von Nah und fern.

Denkmalweihe im Genezäheim.
Die im Genezäheim Lindenpark bei Neubabelsberg untergebrachten Verwundeten des 1. Garderegiments z. F. haben mit den einfachsten Mitteln ein Kriegerdenkmal errichtet. Auf einem 2 Meter hohen Sockel ruht ein nachgebildetes 42-Jm.-Geschütz, umgeben von österreichisch-ungarischen 30.5-Jm.-Geschützen. Der Sockel ist mit großen Vorbeerkranzen verziert. Auf der rechten und linken Seite sind die Hauptkämpfe des 1. Garderegiments z. F. in Ost und West verzeichnet, auf der Vorderseite stehen die Worte: „Unseren Soldaten gewidmet“, die Rückseite trägt die Forderung „Gott mit uns!“ und das Kreuz von Eisen. Blumen, die architektonisch sehr gut wirken, sind sowohl am oberen wie am unteren Teil des Sockels eingepflanzt.

Einweihung des neuen botanischen Instituts in Freiburg. In Freiburg erfolgte die Einweihung des mit einem Kosten-

„evidenzierte Augenkrankheit“ in London. Aus London wird dem „Damb. Standard“ gemeldet: Bei den hiesigen Optikern herrscht seit einiger Zeit eine auffallend starke Nachfrage nach dunklen Augengläsern, die jetzt von vielen männlichen Personen von 20 bis 50 Jahren getragen werden. Aberall, auf den Straßen, in den Straßenbahnen usw. sieht man große Massen von Männern, die mit dunklen Augengläsern herumlaufen. Die „Daily Mail“ weist darauf hin, diese plötzlich epidemisch auftretende Augenkrankheit habe ihre Ursache darin, daß sich die Träger vor dem Eintritt in das Meer drücken wollen.

Explosion im Marinearsenal auf Malta. Der Maländer „Secolo“ erzählt aus Syracus: Im Marinearsenal auf Malta erfolgte eine schreckliche Explosion, bei der ein großes Gebäude zusammenbrach. Unter den Trümmern wurden ungefähr zwanzig größtenteils verfallene Leichen von Artillerieoffizieren gefunden.

Blatternkrankungen an Bord. Der dänische Amerikadampfer „United States“, der von New York nach Skandinavien unterwegs ist, berichtete drablos seinem Vertreter in Christiania, daß die Blattern an Bord ausgebrochen sind.

Das Dampfvergnügen auf dem Chicago-Fluß. Bei dem bei Chicago aus unbekannter Ursache eingetretenen Schiffunglück, bei dem der Dampfer „Columbia“ kenterte, sind nach den neuesten Blättermeldungen aus Chicago von den 272 Personen, die sich auf dem Dampfer befanden, nur 762 gerettet worden. 1810 kamen um, 885 Leichname konnten geborgen werden, zumeist Frauen und Kinder. Aus Grund der von den Behörden eingeleiteten Untersuchungen und dreißig Verhaftungen vorgenommen worden.

Gerichtshalle.

Darmstadt. Die Strafkammer verurteilte den Landwirt Simon Schrader III aus Heilheim zu

drei Wochen Gefängnis, weil er sich beharrlich weigerte, seine Getreidevorräte anzugeben und auf Verladung vor dem Amtsgericht zu erscheinen.

Bei Ypern.

Von einer Fahrt an die englische Front entwirft der Kriegsberichterstatter H. R. Tomlinson, der jetzt im britischen Hauptquartier weilt, in den „Daily News“ eine höchst anschauliche Schilderung:

„Wir bestiegen in Doullone ein Auto und fuhrten eine Stunde lang durch eine Gegend, deren von Wäldern dunkle Tiefen von fahlen Kreidestrichen umgrenzt waren. Ringsumher nichts, was auflebe oder auch nur den leisen Gedanken an Krieg erwecken konnte. Die Landbewohner traten aus ihren Häusern und sahen uns nach. Das Surren der Telegraphenleitung löste durch die Stille. Nichts gemahnte an das Schreckliche, das wie ein Druck in unserm Kopf lebte; nur heimwärts stand ein Kriegauto — ein großer Stadtomnibus — mit thalergeliedeten Soldaten. Es schien, als könnte nichts den Sommerfrieden auf unserm Wege hören.“

Aber im nächsten Dorfe bereits bestand der überwiegende Teil der Bevölkerung aus Soldaten. Lange Reihen von Transportwagen säumten die Straße ein. Weitgedehnte Wiesen mit angebundenen Pferden. In einer kleinen Stadt standen Häuser mit Löchern im Mauerwerk und zerbrochenen Fensterscheiben. Dann hielten wir, liegen aus und kletterten eine Anhöhe empor. „Sehen Sie jenen Hügel.“ sagte mein Führer. — „dort kämpfen die Franzosen um die Kereitoböhe.“ Die Gegend, die er mir bezeichnete, sah mir fiedlich in blauer Luft zu liegen. „Dort hinaus ist Ypern. Und dort vor uns“ sind die deutschen Linien.“ In eben diesem Augenblick stieg im Tale gerade vor uns eine Säule schwarzen Rauches auf, und eine Erschütterung ging durch die Luft, als sei ein riesenhaftes Element zugeschlagen worden. Aus dem staubigen Grund zu unseren Füßen lurchten einige Insekten empor, während wir warteten, was nun folgen würde. Über dem Hügel erschienen durch die zerfliehende Rauchwand die kleinen weißen Wolken englischer Schrapnells. . . .

Auf unserer weiteren Fahrt bemerkten wir gähnende Öffnungen in den Mauern der Gebäude. Hier hatten erst kürzlich Geschosse eingeschlagen. Truppen englischer Soldaten zogen an uns vorbei. Der Motor rasselte lauter, wir fuhrten die Straße nach Ypern zu. Bäume zu beiden Seiten, darunter plötzliche tiefe Flächen — ein Ambulanzwagen, aus dem wir im Vorbeifahren vier Paar englische Militärstiefel hängen sahen — dann hatten wir Ypern erreicht. Ypern! so stelle ich mir einen verlassen Ort in den Wäldern Zentralasiens vor. Ununterbrochen hörten wir den Lärm von Explosionen, die uns unsichtbar waren. Aberall lagen zerklüftete und abgerissene Bruchstücke aller Art umher, die Granaten haben die Kanalisationsanlagen der Stadt aufgedeckt und sich tief unter das Pflaster gewühlt. Die Straßen lide, weit und breit nichts als Ruinen und Verwüstung. Das Dröhnen der Geschosse unterbricht nur die Stille des Todes. Im Fenster eines zerbrochenen Kaffeehauses steht ein Vorhang im Winde; es ist wie eine unerwartete Bewegung inmitten einer reglosen Grabstätte. Eine Leichenhand ragt aus einem Haufen von Ziegeln empor, ein Finger scheint zum Himmel zu weisen. Aber in der Tiefe eines durch Granaten aufgewühlten Trichter spricht neues Leben: gelbe Blumen wachsen wild und golden aus dieser Höhle der Verwüstung. . . .

Goldene Worte.

Seine Stellung zu behaupten in der Gesellschaft der Völker und an seinem Teile beizutragen zu der großen Kulturaufgabe der Menschheit, das ist die vernünftige Aufgabe eines staatslich geordneten Volkes, das sich selbst erkennt. Heimlich v. Trellschke.

So gewiß der Schatten dem Lichte folgt, so gewiß folgt die Tat dem Willen, wenn er nur rein ist. Börne.

Zu schlimmer Tat schön reden ist nicht gut. Das heißt Gerechtigkeit und Tugend hüten. Schiller.

Obwohl zu allen Zeiten von tadelloser Fremdbildheit, golt sie für eine kalte Natur, und dies Urteil schien nicht so unberechtigt. Es gab nur sehr wenige Menschen, die mit ihr über die Formen tonenlosell gesellschaftlichen Verkehrs hinauskommen wären. Für gewöhnlich schenkte und empfing sie wenig Vertrauen, nicht einmal in ihrer Paritätigkeit hatte sie die Gefühlsergüsse schwärmerischer Fremdbildheit erlaubt und in späteren Jahren liebt ein gewisser Zug überlegener Gleichgültigkeit ihre Altersgenossinnen von ihr fern. Das lebhaft stehende geistliche Leben einer größeren Stadt nimmt den meisten Menschen Lust und Mühe, schmierige Naturen eingebender zu studieren, und so kam es, daß Maras Charakter für gewöhnlich ganz falsch eingeschätzt wurde. Außer ihrer Wesenheit ahnten nur wenige, welche Tieren von Leidenschaftlichkeit in ihr verborgen waren, daß ihre Kälte und Zurückhaltung nur eine Maske war, die sie in einer Art feistlicher Schamhaftigkeit über ihr innerstes Empfinden zu verwerfen liebte.

Ihre Schönheit, ihr Geist wurden, wenn auch nicht immer neidlos, doch allgemein anerkannt, und es gab Männer genug, die sich ihr gern genähert hätten, wenn sie ihnen nur ein klein wenig Vertrauens hätte zuteil werden lassen. Aber es war etwas in ihrem Wesen, das selbst den eifrigsten Verwunderer in schlimmer Vorahnung eines Korbes auf seiner Hut sein ließ. Sie gehörte zu den Naturen, die sich schwer unterordnen und denen trotzdem — fellamer Widerspruch — Unterordnung Glücksbedingung ist. Mit ihrem scharfen Verstand und schnellen Blick für keine Schwächen und Charakterfehler überließ

sie die Menschen leicht, und sobald dies einem Bewerber gegenüber geschah, war ihm allemal sein Urteil geiproden gewesen. Sie war inzwischen 26 Jahre alt geworden, und die jungen Mädchen, im heidaltigen Bewußtsein ihrer achtzehn und neunzehn Sommer, konzentrierten mit stiller Genugtuung, daß das die unwürdige Fräulein Mäneren abmählich anfangen, auf den abteilenden Alt zu kommen und jedenfalls in nicht geringer Gefahr jede, eine alte Jungfer zu werden.

Gerade als diese Ansicht allgemein zu werden begann, hatte Klara im Sommer auf einer Gebirgsreise die Bekanntschaft Dibens gemacht. Frau von Knoring hatte sich unbekannterweise und ohne auf ihre Tochter Rücksicht zu nehmen, zu einer Besteigung der Kuppe verurteilt lassen. Als sie mit ihrer Blüthensohner todmüde auf dem Gipfel anlangte, ward gerade die ominöse Fährne aufgezogen, die zum Säureden aller erschöpften Wanderer volle Überfüllung des Foteils verurteilt. Was nun! Frau von Knoring fühlte sich völlig außerstande, bis zu nächsten Laude mitzugehen.

Die Voge war kritisch und hätte unberechenbare Folgen haben können, wenn nicht Dibens, der glückliche Besitzer eines vorausbestellten Quartiers, sich den Damen vorge stellt und ihnen sein Zimmer überlassen hätte. Frau von Knoring's fühlte die Erschöpfung und Maras Schönheit appellierten gleichmäßig an sein ärztliches Gefühl und seine Mütterlichkeit, und der lebhaft Dank der beiden Damen entschädigte ihn für die Unbequemlichkeit, die Nacht in einer Sojarde des Gästezimmers auszubringen.

So war die Bekanntschaft zustande gekommen, man fand Gefallen an einander und am nächsten Morgen erbat der Professor die Erlaubnis, sich den Damen auf ihrer weiteren Tour anzuschließen zu dürfen. Ein Tag unangenehmer Zusammenlebens führt die Menschen näher zusammen als wochenlang, konventionell geregelter Gesellschaftslehre. Als man sich in Spindelmühl trennte, geschah es mit dem Gefühl, Freunde gefunden zu haben, und man empfand es als angenehme Aussicht, die Bekanntschaft am gemeinsamen Wohnort fortsetzen zu können.

Seit jenem Augustmorgen, da man auf der Galerie der Kuppenbaude liegend, gemeinsam in das wallende Nebelmeer, das den Bergfelg umgibt, erblickt und den Sonnenausgang erwartet hatte, waren ungefähr zwei Monate vergangen. Das Grün der Bäume hatte längst der Herbstfärbung mit ihrer verhänglichen Pracht Platz gemacht, ein unverkennbarer Zug von Lebensmüdigkeit lag über der Natur und in der reinen srischen Oktoberluft spürte man morgens und abends das Naben des Nachtreis.

Klara war ans Fenster getreten und betrachtete sinnend eine Virengruppe, deren bereits gelichtetes Laub bronzengeigt in der Sonne leuchtete. Es schien noch gar nicht so lange her, daß diese selben Blätter leuchtgrün im Morgenwind gezeitert hatten, und doch, wie viel hatte sich in dieser Zeit verändert! Sie hatte einen Freund gefunden, dieser Freund hatte sich in einen jetzigen Liebhaber verwandelt, und heute morgen hatte sie ihm auf jenen werdenden Brief die Antwort erteilt, die ihn zum Herrn über sie machte und ihm

das Recht gab, sie aus allem Allgewohnen fortzunehmen, sobald es ihm beliebt.

Mit ihrer Selbstherrlichkeit und Selbstbestimmung war es nun aus. Sie konnte Diden und sein Temperament zu gut, um nicht zu wissen, daß das sie volo, sie jubee ihm unter Umständen nahe genug lag, und dennoch — „dein Wille soll deinem Manne untertan sein, und er soll dein Herr sein.“ In den Jahren, die sie bei Frau von Knoring zugebracht hatte sie mancher Trauung beigewohnt und oft diese Worte von den Lippen des Geistlichen vernommen. Aber sie hatte sich in Gedon gegen dieses Gotteswort auf. „Dein Herr?“ Wer wollte das akzeptieren? Wie konnte denn überhaupt zwischen Gleichlebenden und Gleichberechtigten von „Herrschaft“ die Rede sein? Wann würde man endlich mit einer fiedensach überlebten Anschauung brechen, die den grauen Zeiten entspringen mochte, da nur der Grad rober, physischer Kraft über den Wert des Menschen entschied, O, sie fühlte sich jedem Mann voll ebenbürtig, er sei, wer er sei.

Und nun seit kurzem welcher Umschwung der Begiffe, wieh williges Anerkennen einer Autorität, ja, wieh ausgesprochenes Bedürfnis sich anzuschmiegen, auf eigenen Willen zu verzichten. Wie sah iden es auf einmal, daß eigene Geschick ganz in andere, geliebte Hände zu legen und gefährt zu werden, anstatt selbst über sich zu entscheiden. Ein Wunder war das, soviel stand fest.



Nachruf!

Aus zuverlässiger Quelle wird uns die traurige Gewissheit, dass unser lieber Mitarbeiter, der Gefreite

Jakob Rühl

Leichte Munit.-Kol. der 3. Batt. Rel.-Fuß-Artill.-Bataillon 36 am 20. Juli 1915 auf dem Felde der Ehre den Heldentod erlitten hat. Mit der Hilfeleistung eines anderen Kameraden beschäftigt, welcher von einer Fliegerbombe getroffen schwer verletzt wurde, traf ihn bei der Ausübung dieses Samariterdienstes selbst das mörderische Geschoss einer Fliegerbombe. — Diese Hilfsbereitschaft zeugt von seinem Charakter, anders kannten wir ihn nicht. Wir sichern ihm ein ehrendes Andenken!

Die Arbeiter der mech. Reparatur-Abteilung der Firma Adam Opel Abteilung Teile.

Rüsselsheim, den 27. Juli 1915.

Aufsehen erregt

die Pilodent-Zahnbürste (n. Zahnarzt Eichentopf, patentamtl. gesch.) auf dem Gebiete der Zahnpflege. In der Tat ein vortreffliches Instrument zur denkbar gründlichsten Reinigung der Zähne. Legen Sie Wert auf eine tadellose Zahnpflege, so benutzen Sie die Pilodent-Zahnbürste, für Herren Mk. 1.25, für Damen Mk. 1.—.

Nur bei:
Drogerie Schmitt.

Wandscheine, Zahngebisse u. Telle Gold, Silber, Double, Brillant B. Martin jr. Mainz, Klarastraße 23

Kriegs-Atlas

enthaltend 10 Karten der verschiedenen Kriegsschauplätze

Starker feldgrauer Einband

Mk. 1.50

zu haben bei

Heinr. Dreisbach.

Gesundes Blut!

frisches, blühendes Aussehen, allgemeines Wohlbefinden, verschafft eine Kur mit Dr. Busch's echten Wachholder-Extrakt. Die wohlthuende Wirkung des Wachholder-Extraktes auf den gesamten Organismus ist seit altersher bekannt und geschätzt. Man verlange Prospekt in der Drogerie. Erhältlich in Fl. à 1.50 Pf. Nur bei:

Drogerie Schmitt.

Eine schöne 2 Zimmer-Wohnung mit Küche und Balkon, elektr. Licht, Gas, Wasserleitung ist zu vermieten.

Näheres in der Expedition ds. Bl.

Schöne freundliche Wohnung

2 Zimmer und Küche in ruhigem neuen Hause, elektr. Licht sofort oder später

billig zu vermieten.

Näheres in der Expedition dieser Zeitung.

Empfehle

fest geschlossenes Rottraut

in allen Preislagen.

Anton Schick, Eisenbahnstr. 6.

Joh. Gumb, Flörsheim
Grabenstrasse 11

empfeht

Zigarren Zigarretten

Rauch-, Kau- u. Schnupf-
Tabak

◆ Anfahrtskarten ◆ Schreibmaterial. ◆

● Schöne 4 Zimmer-Wohnung ● zu vermieten.

Zu erfragen in der Expedition ds. Blattes.

Vaterlandslieder „Potpourri“

enthaltend 17 Vaterlandslieder für Klavier zu 2 Händen mit unterlegtem Text zum Singen für eine mittlere Singstimme (oder einstimmigen Chor.)
Jedes Lied ist vollständig wiedergegeben und kann daher auch für sich allein gespielt oder als Begleitung benutzt werden.

Preis Mk. —.50.

In derselben Bearbeitung erschienen ferner:

17 Volkslieder Mk. —.50

18 Studentenlieder „ —.50

Alle drei Ausgaben zusammen „ 1.—

Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung und direkt vom Verleger gegen vorherige Einsendung des Betrages.

B. J. Tonger, Köln a. Rh.

● Günstiger Gelegenheitskauf ●

● Schuh-Waren ●

Eine große Partie Restware farbige Kinder- und Mädchenstiefel, Damen- und Herren-Zugstiefel, Schnürstiefel, Pantoffeln, Segeltuchschuhe etc. etc. zu ausnahmsweis billigen Preisen!

Nur Restware.

Schuhhandlung
Joh. Lauck IV.

Flörsheim, Hauptstraße 29.

fr. Frankfurter Würstchen

Frankfurter Würstwaren

rohen und gekochten Schinken

u. Schweineschmalz u. Wurstfett, Dörrfleisch etc.

Franz Racky, Eisenbahnstr. 60.

Möbliertes Zimmer

mit Balkon, in neuem Hause, inmitten des Ortes, an Herrn oder Dame

billig zu vermieten.

Näheres in der Expedition dieser Zeitung.

Schirmreparaturen

werden sauber und fachgemäß ausgeführt von Hermann Schick, Drechslermeister.

Heinrich

Flörsheim am Main
Buchdruckerei und Verlag der



Dreisbach

Karthäuserstraße 6
Flörsheimer Zeitung, gegr. 1897.

Anfertigung von

Drucksachen für alle Zwecke

trotz der Kriegszeit schnell und billig.

Inserate in der

Flörsheimer Zeitung amtliches Organ, gegründet 1897

haben besten Erfolg.

Lieferung von Papierwaren aller Art.

Lieferung von Bücher und Zeitschriften.

unter eine Tür und leichte Schritte kamen ihren entgegengegrüßt. Am Fuß der Treppe trafen sie mit einer jungen Dame von etwa dreizehnjährig Jahren zusammen. Es war eine mittelgroße, schlante, aetliche Gestalt. Braune Haare hingen über die Schultern mit lockigen Zwickeln an. Sie schenkte mit einem grünen Blick den Kopf vorüber zu schauen zu wollen, doch graubraune Haare hielten sie mit dem Kopf. „Ma chère Marion! an und warte sie denn.“



Oberstleutnant Marine-Sommant.

Sie war fastlich befangen und purpurne Glut schlug in dem feinen geschwungenen Gesicht mit dem großen braunen Augen auf, während sie sich näherte. Als die Oberstleutnantin sie vor sich sah und platonisch die Hand schüttelte, sagte sie: „Ma chère Marion! an und warte sie denn.“

Die Gesellschaften lud ein, in dem Salon zu einer Erbe zurückzuführen, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schloßherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit dem Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit leiser flüsternder Stimme auf, im Salon Platz zu nehmen. Graubraune Haare hingen über die Schultern an, Flora und Günther lehnten aber ab, denn die feine, färmliche Haltung des Herrn de St. Maurice konnte nicht ermuntern, seine Gastfreundschaft länger als unbedingt nötig anzunehmen.

Als die Kutsche aus dem Schloßhof hinaus auf die Kanthstraße gerollt war, tauchten die Gesellschaften in lebhafter Unterredung ihre Schritte. „Sollst Du ihr Paar betrachten?“ fragte Flora. „Welchen Paar?“ „Nun, natürlich das des Fräuleins de St. Maurice.“ Sie sog mit einer lebhaften Bewegung ihr Gesicht, in dem sie die beiden jungen Leute betrachtete. „Wahrscheinlich sind sie ein Paar, das sich nicht trennen wird.“

„Ohne meine Hilfe, kann Fräulein de St. Maurice gar nicht in Betracht kommen. Sie möchte nicht dem Einverständnis sein, als ob sie innerlich die Hände zu irgend jemand, noch dazu zu einem Mann, eine lebenslange Ehe schließen könnte.“

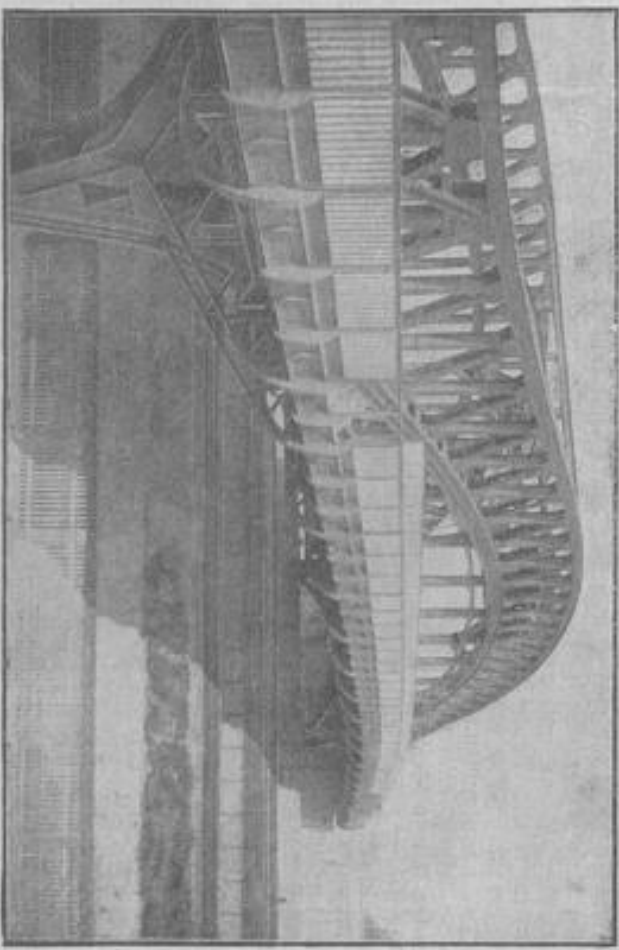
Flora von Schallberg sah gebannt und träumerisch in die Sandstraße. „Sollst Du mich nicht?“ sagte sie leise. „Sollst Du mich nicht?“ sagte sie leise. „Sollst Du mich nicht?“

„Ma chère Marion! an und warte sie denn.“ Sie sog mit einer lebhaften Bewegung ihr Gesicht, in dem sie die beiden jungen Leute betrachtete. „Wahrscheinlich sind sie ein Paar, das sich nicht trennen wird.“

Die Gesellschaften lud ein, in dem Salon zu einer Erbe zurückzuführen, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schloßherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit dem Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit leiser flüsternder Stimme auf, im Salon Platz zu nehmen.

Als die Kutsche aus dem Schloßhof hinaus auf die Kanthstraße gerollt war, tauchten die Gesellschaften in lebhafter Unterredung ihre Schritte. „Sollst Du ihr Paar betrachten?“ fragte Flora. „Welchen Paar?“

„Nun, natürlich das des Fräuleins de St. Maurice.“ Sie sog mit einer lebhaften Bewegung ihr Gesicht, in dem sie die beiden jungen Leute betrachtete. „Wahrscheinlich sind sie ein Paar, das sich nicht trennen wird.“



Sträßchen in Berlin.

Die auf der linken Seite gesehen hatte, schlug heftig mit dem Kopf auf den Erdboden auf. Günther, der auf Floras Oberkörper zu liegen kam, war mit dem Schrecken und einigen Schritten zusammengefallen. Er sprang sofort auf seine Füße und blickte sich besorgt über seine Schulter. Sie lag mit geschlossenen Augen, bleich, regungslos da. Entsetzt tief er sie bei ihrem Namen, Mrs.

Minerkaner Mr. Eyre verständig worden war, von Seeburg abgereist. Die Gesellschaft verließ sich und ohne Spruch. Es war, als ob ein Blick aus der Familie fehlte.

„Sollst Du mich nicht?“ sagte sie leise. „Sollst Du mich nicht?“ sagte sie leise. „Sollst Du mich nicht?“

Die Gesellschaften lud ein, in dem Salon zu einer Erbe zurückzuführen, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schloßherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit dem Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit leiser flüsternder Stimme auf, im Salon Platz zu nehmen.

Als die Kutsche aus dem Schloßhof hinaus auf die Kanthstraße gerollt war, tauchten die Gesellschaften in lebhafter Unterredung ihre Schritte. „Sollst Du ihr Paar betrachten?“ fragte Flora. „Welchen Paar?“

„Nun, natürlich das des Fräuleins de St. Maurice.“ Sie sog mit einer lebhaften Bewegung ihr Gesicht, in dem sie die beiden jungen Leute betrachtete. „Wahrscheinlich sind sie ein Paar, das sich nicht trennen wird.“

Die Gesellschaften lud ein, in dem Salon zu einer Erbe zurückzuführen, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schloßherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit dem Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit leiser flüsternder Stimme auf, im Salon Platz zu nehmen.

„Sollst Du mich nicht?“ sagte sie leise. „Sollst Du mich nicht?“ sagte sie leise. „Sollst Du mich nicht?“

Die Gesellschaften lud ein, in dem Salon zu einer Erbe zurückzuführen, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schloßherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit dem Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit leiser flüsternder Stimme auf, im Salon Platz zu nehmen.

Als die Kutsche aus dem Schloßhof hinaus auf die Kanthstraße gerollt war, tauchten die Gesellschaften in lebhafter Unterredung ihre Schritte. „Sollst Du ihr Paar betrachten?“ fragte Flora. „Welchen Paar?“

„Nun, natürlich das des Fräuleins de St. Maurice.“ Sie sog mit einer lebhaften Bewegung ihr Gesicht, in dem sie die beiden jungen Leute betrachtete. „Wahrscheinlich sind sie ein Paar, das sich nicht trennen wird.“

Die Gesellschaften lud ein, in dem Salon zu einer Erbe zurückzuführen, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schloßherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit dem Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit leiser flüsternder Stimme auf, im Salon Platz zu nehmen.

Die Gesellschaften lud ein, in dem Salon zu einer Erbe zurückzuführen, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schloßherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit dem Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit leiser flüsternder Stimme auf, im Salon Platz zu nehmen.

„Sollst Du mich nicht?“ sagte sie leise. „Sollst Du mich nicht?“ sagte sie leise. „Sollst Du mich nicht?“

Die Gesellschaften lud ein, in dem Salon zu einer Erbe zurückzuführen, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schloßherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit dem Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit leiser flüsternder Stimme auf, im Salon Platz zu nehmen.

Als die Kutsche aus dem Schloßhof hinaus auf die Kanthstraße gerollt war, tauchten die Gesellschaften in lebhafter Unterredung ihre Schritte. „Sollst Du ihr Paar betrachten?“ fragte Flora. „Welchen Paar?“

„Nun, natürlich das des Fräuleins de St. Maurice.“ Sie sog mit einer lebhaften Bewegung ihr Gesicht, in dem sie die beiden jungen Leute betrachtete. „Wahrscheinlich sind sie ein Paar, das sich nicht trennen wird.“

Die Gesellschaften lud ein, in dem Salon zu einer Erbe zurückzuführen, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schloßherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit dem Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit leiser flüsternder Stimme auf, im Salon Platz zu nehmen.

Die Gesellschaften lud ein, in dem Salon zu einer Erbe zurückzuführen, als plötzlich eine Tür geöffnet wurde und der Schloßherr erschien. Als er seine Tochter im Gespräch mit dem Fremden erblickte, zog er seine Stirn in Falten, forderte dann aber mit leiser flüsternder Stimme auf, im Salon Platz zu nehmen.

Gescheitert.

Roman von Viktor Selling.

(Schluß.)

Man hatte mit kleinen Einfügen begonnen. Die Partur liefen gleichsam erst danach, was Gog für eine „Band“ haben würde. Zunächst aber vergreßerten sich die Summen, die rechts und links auf dem Tische lagen. Gog hatte die kleinen Einträge eingesehen. Jetzt glaubten seine Gegner, ihn für den Quantitativ, wenn die Bank die Probefolge machte. Nach aller Wahrscheinlichkeitsrechnung mußte sich das Blattchen wenden.

Und nun gar erst bei Fedor Reichshausen — der Mann schien heute keine „Referenzen“ bei sich zu haben. Die ersten Beschläge mußten ihn erläutern. Man hatte vorhin gesehen, wie er seine Scheine zählte; jetzt glaubte man zu bemerken, daß seine Hand, mit der er die Zettel abzog, leicht zitterte. Fedor war viel zu sehr Spieler, als daß nicht auch er mit Witzfrauen wartete, daß die Zettel, die so glänzend mit ein paar Schlägen, die schwachen Gewinn gebracht hatten, eingelegt hatte, im nächsten Augenblicke umschlagen würde.

Und jetzt würde ihn der geringste Schlag ruinieren, so groß waren bereits die Einträge seiner Partner, die jetzt siegesicher verdoppelten.

Aber der erwartete Fehlschlag blieb aus. So oft Fedor die entscheidende Karte zog, war es für ihn eine Glücksart. Es war, als ob das Glück sich dauernd für ihn entschieden hätte. Er war wieder sicher — seines Sieges sicher. Die Gegner konnten ihm keine Einträge mehr bieten, die ihn erläutern hätten. Das bare Geld war bei ihm.

Man bot ihm, undor seien zu dürfen. Dadurch hatte er seine Partner bis zu einem gewissen Grade in der Hand. Einträge die ihm zu hoch waren, konnte er ablehnen. Er bestimmte jetzt die Höhe. Und auch jetzt gewann er.

Als er aufstand und erklärte: „Ich gebe die Bank ab.“ beäfferte sich der kleine Berg Papiergeld und Gold, der vor ihm schäufel lag, nach Schätzung der Mitspielenden auf etwa zwanzigtausend Mark.

Man drang in ihn, er möchte den Partnern etwas Geld leihen, sie könnten sonst nicht weiter partizipieren. Aber er legte rund ab.

„Meine Augenblicke sind zu hoch.“ sagte er kurz. „Ich bedauere.“

Er stand auf, händigte dem Klubbiener einen Hundert ein und ging hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen.

„Das sind Manieren.“ sagte Bernhöbde.

„Edelste Manieren.“ sagte Herr Schultz hinzu.

Fedor war mit einem Trietsautomobil in die sternklare Nacht hinausgefahren.

Er hatte kaum Zeit gehabt, zu Hause anzukommen, zu duschen und den Gesellschaftsangang mit der Uniform zu vertauschen. Da war schon Brandenberg gekommen, um ihn zu dem Waffengange abzuholen.

Auf dem Vorderbühne des Landbauers lag der Wiskolenkassen. Man war an der Kasse vorbeigefahren. Alles lag noch in Totenruhe. Es war noch vor der Zeit, wo zum Mittlern geblaten wurde. Auf den Feldern lag ein feiner Reif.

Man stieg aus. Die Reigen prüften die Waffen. Es gab noch eine Ueberrückung, eine kurzgeklärte Wehrübung. Mittmeister Egon von Reichshausen-Mittmarschall hat noch mehr darum, Müllers müge ihm, da ihm außerordentlich viel daran gelegen sei, den Vortritt lassen. Bernhard Müllers wollte dieser Bitte nicht stattgeben. Er wies darauf hin, daß er Junge sei, daß er von niemand betrauert werde. Der Mittmeister habe eine Frau. Das Ende des Zweitemps sei nicht abzuweihen, das sehe in eines Höheren Hand. Aber Egon drang nur noch eifriger in den jungen Kameraden. Da machte Herrgen, der einer der Reigen war, den Vorschlag, die beiden Herren sollten das Los entscheiden lassen. Müllers gab nach, und Fedor, der sich abseits mit Brandenberg und dem Arzt unternahm, erklärte sich damit einverstanden.

Zufällig wollte es der Zufall, daß der Mittmeister die erste Nummer zog. Man wurden in Eile die vorgeschriebenen Präliminarien erledigt. Zwischen Fedor und seinem Wetter war dreimaliger Augewechsel mit gezogenen Läufern auf fünfzehn abgeklärte Meter Distanz festgestellt.

Die Herren schritten ab, die Gegner wechselten einen Schuß, wobei Fedor das Blut in die Schläfe schloß. Er wollte etwas murren, aber der eilige Blick, mit dem der Wetter über ihn hinweg sah, ließ ihn jedes Wort unterdrücken. Eine halbe Minute nach dem kläglichsten Berühren krochte der erste

gebens! Sie lächeln bösig bewußlos. Er fühlte neben ihr nieder, drängte seine Wehrübung und schmerzliche Erregung mit aller Anstrengung zurück und legte sein Ohr auf ihre linke Brustseite. Gottlob, ihr Herz schlug und jetzt vernahm er auch, daß ihr Atem ging, wenn auch schwer und unregelmäßig. Sichtlich war es nur eine momentane Betäubung, die ihr das Bewußtsein geraubt hatte.

Er richtete sich auf und sah sich noch dem Gesicht um. Der Kutscher hatte sich mit instinktivem Griff an den Seitenlehnen des Wagens angeklammert und war dann hinuntergefallen. Zum Glück war das Pferd stehen geblieben. Jetzt stand der Kutscher schimpfend und fluchend am Wagen und beach den Schaden. Der Spinn am linken Hinterrad, der die Wagenmutter selbst, fehlte. Der Kutscher schüttelte mit dem Kopf. Er wagte genau, daß der Spinn bei der Abfahrt von Chaulines festgewesen hätte. Da mußte ihm jemand in der Hand einen Schaber gegeben haben.

„Wenn das nur nicht der heimtückische Kerl, der Charles gewesen ist!“ jagt er und im Stillen erinnerte er sich, was für häßliche Schimpfworte der Weisheit gegen die Fremden ausgesprochen und daß er ihm seine Verachtung bezeugt hatte, weil er die „Krustens“ gefahren habe.

Günther hörte nur mit halbem Ohr hin. Sein Blick suchte Weisheit. Flora hing noch immer wie bewußlos in seinen Armen. Doch niemand war auf der Chaussee zu erblicken. Was tun? Der Verletzte mußte so bald als möglich Hilfe gebracht werden. Er sagte seinen Entschluß.

„Reiten Sie so schnell als möglich nach Chaulines!“ gebot er dem Kutscher, „und schicken Sie einen Arzt. Ich werde meine Schwester nach Schloß St. Rémy zurückbringen.“

Das schien ihm das Zweckmäßigste; auch der Kutscher hatte nichts gegen die Anordnung des Deutschen einzuwenden. Er schritt sein Pferd in aller Eile vom Wagen und schwang sich hinauf, um in schnellstem Tempo nach Chaulines zu reiten. Günther umfing entschlossen die Bewußtlose mit beiden Armen und begann den Rückweg nach Schloß St. Rémy anzutreten.

Der Marsch war mehr als beschwerlich; häufig blieb er stehen, um nach Atem zu ringen und sich gegen einen Baum lehnen, die ermatteten Glieder ein wenig zu ruhen. Dabei beugte er sich jedes Mal angstvoll auf der Schwester hinab, um fortwährend in das bleiche, stille Antlitz zu schauen, über das von Zeit zu Zeit ein schmerzliches Zucken lief und dessen Rippen sich ab und zu ein Schönen und Krachen entzang. So mochte er sich ungefähr eine Viertelstunde schmerzhaft, mühsam vorwärts gekämpft haben; seine Brust schmerzte, der Schweiß rann ihm stromweise vom erhitzten Gesicht; die Kniee zitterten ihm und schauernd fügte er, daß er am Ende seiner Kraft angelangt war. Dazu noch immer kein Lebenszeichen, das das wiederkehrende Bewußtsein der Ohnmächtigen verkündet hätte! Auch der Gedanke, die Gattinlichkeit des kühl-kühligen Schloßherrn von St. Rémy in Anspruch nehmen zu müssen, steigerte sein Unbehagen und seine verzweifelte Stimmung. Da vernahm sein aufstrebendes Ohr nahendes Wagengetöse. Er blieb stehen und schaute sich gegen einen Baumstamm am Rande des Weges. Als der Wagen — es war eine offene, elegante Halbkarre — herangekommen war, hob er fliehend sein Gesicht und zugleich rief er so laut er vermochte dem allein im Fond sitzenden Herrn zu: „Monfieur! Ich bitte —!“

Und als der Kutscher auf einen Wink seines Herrn angehalten hatte, sagte Günther mit fast vor Anstrengung und Aufregung vorstehender Stimme hinzu: „Ich bitte um Hilfe für eine verunglückte Dame.“

Der Herr sprang leichtfüßig aus dem Wagen und schritt dem langsam Herantretenden entgegen. Günther verständigte den Herrn mit wenigen Worten. Als er dabei erwähnte, daß sie auf dem Wege von Schloß St. Rémy nach Chaulines gewesen, ließ ein Ausdruck der Ueberraschung über das Gesicht des Fremden und die Wienen, die noch eben Bedauern und Keitnähne ausgedrückt hatten, wurden kühl und frohlich.

„Sie sind Monfieur de Wallberg?“ fragte er.

Günther bejahte verwundert. Da nannte der Herr seinen Namen: „Gaston de St. Anlaire.“

Der Deutsche warf einen bang forschenden Blick auf den vor ihm Stehenden. Es war ein junger Mann von ungefähr 28 Jahren. Sein Antlitz zeigte die charakteristischsten Züge der schattigen Ringe des Schloßherrn von St. Rémy, die von einem Paar dunkler, bligender Augen noch belebt wurden.

Die beiden jungen Männer, der Franzose und der Deutsche, die sich beide vor nicht langer Zeit vielleicht in demselben Gesellsch, mit der Waffe in der Hand gegenübergestanden, sahen einander in die Augen, der eine bittend, hilfessuchend, der

andere finster, fast feindselig. Gaston de St. Anlaire war zu einem ihm befreundeten Besitzer in der Umgegend gefahren, um den beiden deutschen Besuchern aus dem Wege zu gehen und nun mußte er ihnen doch unerwartet unvorbereitet begegnen. Ein heftiger Kampf schien sich in seinem Innern abzuspielen.

„Ich bien!“ sagte er endlich kurz und deutete einladend nach seinem Wagen.

Günther atmete auf, stieg ein eben so kurz. „Merol bien!“ hervor und schritt auf die Halbkasse zu. Hier gab es ein Hindernis. Unmöglich war es, mit der schweren Last auf den Armen, den Wagen zu besteigen. Wartet stand er da, sich nach dem ihm auf dem Wege Folgenden umsehend, ohne den Mut zu finden, ihn um Beistand zu bitten.

Der junge Franzose stieg hobor den Atem aus; seine Augenbrauen zogen sich noch finstler zusammen; eine Wöte schloß ihm ins Gesicht, dann trat er, seine Arme ausstreckend, dicht an den Deutschen heran und sagte mit rauher, fast befehlender Stimme: „Geben Sie!“

Günther ließ seine Schwester vorsichtig in die Arme des anderen gleiten, sprang in den Wagen und beugte sich darauf hinwärts, um die noch immer Bewußtlose zu umfassen. Zwischen hatte der Franzose einen unwillkürlichen Blick auf die in seinen Armen ruhende Geworfen. Der Anblick der lieblichen, bleichen, von starkem Blondenhaar eingerahmten Züge schien nicht ganz ohne Wirkung geblieben zu sein, denn seine Wienen hatten nicht mehr den kühlen, abschließenden Ausdruck. Befusam reichte er die hilflose Wöde dem Zugreisenden hin; so, er versiegte sich sogar zu einem warmen: „Vorsichtig!“

Günther setzte sich und nahm die Schwester in sorgender Rege, so gut es ging, auf seinen Schoß. Gaston de St. Anlaire hatte die Mühsicht, für die Ohnmächtige so viel Platz wie nur möglich zu schaffen, indem er sich möglichst dicht an die andere Seite schmiegte. Darauf bestach er, langsam zu fahren.

Der Gesellschäftler zwisch den beiden jungen Männern, die auf so ungewöhnliche Weise Bekanntschaft gemacht hatten und sich nun plötzlich gegenseitigen Schuler an Schulter befanden, ergab sich von selbst. Der Unfall und der Zustand der Verletzten veranlaßte den Franzosen zu einigen Fragen.

Günther teilte dem Verletzung seiner Schwester war hinsichtlich der Art der Verletzung im Unklaren. Da sie noch immer nicht aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht war, mußte befragt werden, daß es sich nicht um eine vorübergehende, von dem Schrecken erzeugte Betäubung handelte, sondern, daß wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung vorlag. Ob nicht daneben noch eine erniere Beschädigung der Gliedmaßen, aber gar eines Organes stattgefunden hatte, konnte in erst durch die ärztliche Untersuchung festgestellt werden.

Im Schloßhof angekommen, mußte Günther abermals die Unternehmung des Franzosen in Anspruch nehmen. Während er, seine Schwester in den Armen, aus dem Wagen stieg, sagte ihn Gaston de St. Anlaire, damit er nicht frustrierte. Dann eilte der Franzose voraus, um die Schwester anzuweisen.

Günther hatte eben den Hausflur erreicht, als ihm Mademoiselle Schloßherr entgegen kam. Ihre Wienen zielten ein ungeduldetes Mißgefühl und während sie die bleiche, bewußtlose in den Armen ihres Bruders stehende betrachtete, rief sie ein über das andere Mal ein mitleidiges: „Pauvre enfant! Pauvre enfant!“

Sie leitete die Deutschen logisch in das obere Stockwerk, öffnete die Tür zu dem Zimmer, das einst Oberst von Dürringfeld bewohnt hatte, und ließ Günther, die Ohnmächtige einzuweisen auf den Diban im Salon niederzulegen. Dann ließ sie nebenan im Schlafzimer in aller Eile das Bett frisch beziehen und entließ die Kammern in aller Eile das eines Hausmädchens und brachte sie ins Bett. Die Kranke öffnete dabei die Augen, sah sich verständnislos mit wirren Blicken um und fiel wieder in die frühere Bewußtlosigkeit zurück. Nach einer Weile stellte sich Erbrechen ein, was wohl als ein Beweis dafür zu betrachten war, daß sie bei dem Unfall eine Gehirnerschütterung erlitten hatte.

Mademoiselle Schloßherr erwies sich als eine eben so warmherzige, wie praktische, hilfreiche Samariterin. Sie sandte logisch das Mädchen mit dem Koffer fort, es zu beschaffen, das zum Glück in dem am Ende des Schloßhofes eingetragenen Gisteller vorhanden war. Als die Kranke wieder einmal die Augen öffnete und einen Schmerzenslaut hören ließ, beugte sich die Pflegerin teilnehmend zu ihr hinab und indem sie zum ersten Mal im Verkehr mit den Geschwistern deren Mutter sprache gebrauchte, fragte sie in gutem Deutsch, mit efflächtiger Aussprache, wo es dem Bräulein wohl tue.

(Fortsetzung folgt.)

Man liegt die Schwere da wie eine Qual. Nicht die Qual im friedlichen See, an deren Strand die frohlichen Kistchen und die schwarzen Kothkugeln anliegen. Sie liegt da wie ein Er-

land inmitten des brandenden Meeres. Dem Boot verläßt mehr, feins beachtet mehr den Felsen. Und an den Gehoben stehen die Männer in Meer und Massen und türmen die Dämme auf, um den Sturz der Massen zu begegnen.

Rings her zuckigen Örengs stehen sie da, sie die gefiern noch kaum die Örengs verlor, Graue, junge Mädchen, an See und Fluß und Berg. Was in die Wolken hinein ragt ihre sorgsame Hand. Gewebe bei Fuß haben sie hinter in die freigelegten Kanäle. Und lauschen auf den dumpf rollenden Donner der Kanonen, der von weit auf den furchtbaren, bereit die Mütter und Weiber beten, Gott möge den furchtbaren Schall fernhalten von den eigenen Heimstätten.

Dann und wann bringt in die Abgeschiedenheit der wackern farrnen Wehrlichkeit der Schwärze des Strages. Thats führt ein Zug aus Grantreich durch die stillen Schneefeldhöhen. In den hellen Fronten stehen die deutschen Sanitätskolonnen. Sie kehren aus Grantreich zurück, und in ihren ernsten Augen liegt, dem Fremden sich sichtbar, all das Große und Furchtbare, das sie gesehen.

Einige Schritte haben sich am Schloß eingeklemmt. Und hinter der Mauer liegen sie neugierig, unwillkürlich erlösend blickend zum Schloß, an dem der Zug steht mit den Mannern aus dem Strage. Den besetzten Mannern, die auf dem Schloß stehen wandeln, inmitten der Toten.

Und durch die Schneefelder geht ein Mann und Frauen. Und in ihre gemächlichen Fortstellungen aus Bettlingen und hinteren Seiten schließt sich das lebendige Licht hinein. Und sie ahnen leise, was der Strag ist.

So hohe haben auf dem Schloß in fern. Drüben lauscht die Unberührtigkeit des Eriger, des Wind, der schneigen Schnee. Und unten grünt die letzte Schlangensinne der Mauer.

An der Gut sitzt göttliche Ruhe und Stille. Da fährt an mit langsam ein schwarzes, schwarzes Grau vorbei. Vor Mangel ist erklarrt in feinem Schimmer. Vor Mangel wandelt die ganze Natur.

Und man erzählt mir: Diese Frau ist Schneefeld. Sie hatte vier Söhne. Zwei aus erler Ehe mit einem Franzosen. Zwei aus zweiter Ehe mit einem Deutschen. Aber ihre Mutterliebe war neutral wie ihre Heimat. Man sind alle vier Söhne im Strage gefallen. Die einen in deutschem Soldaten. Die anderen in den roten Kösen. Und die zweite marmeln, sie waren alle in derselben Schlacht gefallen, die einen gegen die anderen.

Die alle Frau geht langsam an der Mauer vorbei, in dem Frieden der schneigen Erde. Vor dem Zeitungsloft, am Schloßhöhen, durchsichtige ist schnell die eben gefallene deutsche Zeitung. „Geben mir gefälligst“ berührt es hinter mir.

Der Fremde ist ein Schweizer Soldat. Und im fingen. den Schweizer von wiederholt sein Komrad, auch in der eigensinnigen Uniform, die Frage.

Und sie sind aber sich vor Freude, als ich ihnen behilgen kann, daß „wir“, die Deutschen, gefügt haben. Und sie erklarrt mir: „Sater moor Schweizer. Wir aber sind aus Berlin und Gumburg gefügt. Wir tun hier streng unsere schweizerische Pflicht. Aber wir müssen doch wissen, ob wir gefügt haben!“

Ein Offizier der französischen Schweiz kommt vorbei. gütlich grüßen sie. Dann aber murmeln sie: „Sch, her doch mitbrante, brühen!“ Und dann gehen sie, stumm, wie deutsche Soldaten, zurück an ihre Örengsbeobachtung, aber hochtreu, daß „he“, daß wir gefügt haben! „Sater moor Schweizer, in fern.“ Die Melnerin läßt ihn und her. „Frankfurter Zeitung!“ „Gute freie Presse!“ „Main!“ „Zahh Skall!“ „Preis!“ Und sie verteilt die großen, rauhenden Papier.

bogen, die Götter der Völker. Und bei jedem Zeitungs-

titel, den sie mit gleichgültiger Stimme ausruft, gorden wir auf. Und müssen neugierig mittraulich den Gott dessen Kolonialisiertheit die Wahl des Zeitungsblattes enthält.

Ein jeder vertieft sich in unser Heimatspiegel. Schließen unsere Kisten. Und legen da auf das friedliche unter den gedampften Kampfen. Der Welt, ein starrer, durch-

schneidet köstlich das Sockel. Er grüßt einen Mann, der forrett bunt. Er fragt den Engländer, ob er noch etwas nünftig, und er stellt dem Franzosen Stundhölzer hin und reicht ihm Feuer. Wir, dem Deutschen, wird ein besonders freund-

licher Gruß. Von den oberen Mannern schwingt sich ein schmerzlicher Maler herüber. Dem Vaterlandsstieber summen hier nur unüber in der Seele. Wir sitzen da alle friedlich unter den gedampften Klängen. Es ist der schönste Friede.

Wir lesen, schlürfen und schnozigen. Aber ab und zu werfen wir furchtliche Blicke aufeinander. Das Fieber des Krieges brennt in unserer Haut. Ein Zeitungsbeirater tritt ein. „Ertrablat!“

Wir der gleichen Gott, aus derselben durch lange Tharpe geführter Erregung heraus, freuden wir alle die Sünde aus. Und hüllen uns nun ein jeder in die Faten und Hoffnungen unseres Vaterlandes.

Das kurze Blatt ist gelesen. Eine jede Zeitung haben wir bereits dreimal auswendig gelernt. Man hoden wir da, ein jeder tief einatmen, ein jeder getrennt durch ein Meer von dem Nachbar am westliche, und freffen die große Gange-

nelle und die schwarze Hand in uns hinein. Und warten auf Erge. Und denken der Heimat. Und schiden die Träume hinaus auf die wilden, dampfenden Felber. Mündlich flattert ein Wort uns andere von Tisch zu Tisch. Die unermesslichen Worte der Gerechtigkeit. „Schließen die Augen!“ „Darf ich diese Zeitung nehmern?“ und der gleichen dumme, bedeutungslose Worte mehr.

Aber diese Worte sind geladen mit den schwarzen und dampfenden Gefühlen. Sie sind eingeweicht in hundert Ö-

harten. Die ganze Atmosphäre des Krieges lastet auf ihnen. Es sind Worte ohne Inhalt und ohne großen Sinn. Aber sie gehen von Gott zu Gott. Der Deutsche sagt sie dem Eng-

länder. Der Engländer dem Deutschen. Und sie werden mit einer übertriebenen Gerechtigkeit gesagt. Und allein aus dieser Gerechtigkeit, schwer betonten Gerechtigkeit könnte man erraten, daß die Völker all dieser aneinander so ruhigen Stoffhaus-

gähe im blutigen Strage miteinander liegen. Wir und da erwidert allmählich aus den roten Wunden der hingeworfenen Worte wirtliche Unterhaltung. Man spricht vom Wetter, von der Nacht und dergleichen. Gespräche, wie Freunde sie miteinander auf der Straße führen. Aber schließlich bricht der Gewand, der bei allen hinter den Feinden Worten steht, zum Ausdruck. Und man erwidert den streng-

geordneten und heilig, wie sich das für wohlgeordnete Leute auf neutralen Boden ficht. Und endlich findet man ein Strenggebot, an dem jeder teilnehmen kann. Man spricht von den Dörfern, von geburt der Toten. Eine merkwürdige Gerechtigkeitserhebung erhebt sich unter uns allen. Und es scheint, als wären wir alle in einem Lager. Und als ständen wir alle gegen einen, gegen den furchtbaren Tod, das schaffens-

ferben, das keine Nationalität mehr kennt. (Geben wir endlich nach Hause, so grüßen wir einander köstlich. Aber wir reden dem anderen niemals die Hand. Es ist einem jeden unmöglich, seine Hand legt in die fremde Hand zu legen. Dem nächsten Tage erzählt uns dann wohl die Melnerin, daß dieser oder jener nicht wiederkehrt. Und er ist jetzt unter die Götter seines Landes berufen. Dann fällt von irgend-

einem Tische ein Wort der Achtung für den Bergmannen. Und dann schneigen wir weiter. Und setzen uns in unsere Heimatblätter. Und fuchen, fuchen, fuchen, fuchen, nach Siegern, nach unseren Siegen, über die Mütter der Mächtern, am Tische nebenan



Eine italienische Patrouille der Alpen in den italienischen Grenzgebirgen. von C. L. Compton.